

Querverlag

Markus Dullin

Fluchtverdacht

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2004

Erste Auflage September 2004

Lektorat: Rainer Hörmann

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von José Messana.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-106-5

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Run, Forrest, run!
Forrest Gump

Sexsüchtig zu sein, erfordert ein gutes Gedächtnis, macht viel Arbeit und ist sehr anstrengend.

www.hilfe24.de

Kapitel 1

Eigentlich hatte ich im Park gar nicht Halt machen wollen.

Ich nahm die Abkürzung quer über die Wiese zu Roberts Wohnung, die gleich hinter der Parkanlage in einer kleinen Seitenstraße lag, im dritten Stock eines modernisierten, überteuerten Altbaus. Mein Schritt war gehetzt, und ich versuchte angestrengt, die unerfreuliche Überraschung, die meine Mutter mir vor einer Stunde mit dem Essen aufgetischt hatte, gleich wieder zu vergessen. Aber dieses zwanghafte Bemühen bewirkte lediglich den gegenteiligen Effekt. Mutters als Vorschlag getarnte Forderung wühlte mich auf. Ich brauchte Zerstreung. Vorher, das wusste ich, hätte ich nicht die nötige Ruhe, um mich zu vergewissern, dass mit Robert alles in Ordnung war.

Mitten auf der Wiese blieb ich stehen. Der Park an diesem Samstagnachmittag war gut besucht. Vereinzelt lagen die letzten Sonnenhungrigen ausgestreckt auf ihren Decken und genossen die warme Septembersonne, ehe der Herbst endgültig seinen Einzug halten würde. Kinder spielten Federball oder kickten Bälle, und auf dem breiten Kiesweg, der die Liegewiese umrundete, führten Spaziergänger ihre Hunde aus. Ihr Kläffen drang über den gesamten Park. Nur wenige Meter von mir entfernt jonglierte ein junger Mann in einem Unterhemd und weiten Khakishorts mit fünf bunten Kegeln. Gekonnt ließ er sie im hohen Bogen kreisen. Manchmal manövrierte er die Kegel sogar unter seinen angewinkelten Beinen hindurch. Fasziniert sah ich ihm zu. Als er bemerkte, dass er beobachtet wurde, griff er ins Leere, und die Kegel fielen um ihn herum zu Boden. Ich wandte mich ab. Weiter hinten, zu meiner Rechten, wo die Wege zwischen den Bäumen und Büschen hindurchführten, drehten die Schwulen ihre Kreise.

Zielstrebig ging ich in ihre Richtung und verlangsamte meinen Gang erst, nachdem einige der Sexhungrigen an mir vorbeigezogen waren. Unbeirrt lief ich weiter, obwohl auch ich den Blick schweifen ließ auf ihre Gesichter, ihre engen Hosen. Nicht hier. Wenig ent-

fernt waren die Büsche dichter, gab es mehr Schutz vor den Passanten, hatten sich kleine Pfade durch das Dickicht gewunden, Spuren einer endlosen Suche eingegraben. Ich kannte den Weg. Diese Spuren waren auch meine Spuren.

Hinter mir hörte ich Schritte auf dem vom gestrigen Regen noch feuchten Boden. Ich sah mich nicht um. Vor einer Buche, umgeben von verblühten Heckenrosen und einem alten Rhododendron, machte ich schließlich Halt, bereit, mein Verlangen hinter mich zu bringen. Der Mann aber wich mir aus, sich umblickend und langsamer werdend. Ich kannte diese Unentschlossenen, die sich nicht einig werden konnten, die eine Jagd provozierten, ein Vor und Zurück, ein Ja und Nein gleichzeitig signalisierten, das in der Resignation enden musste. Dafür war ich nicht hier. Es ging nicht um die richtige Wahl, um den Besten unter ihnen, es ging um Erleichterung, um schnelle Befriedigung.

Abwechselnd zogen wir aneinander vorbei, weiter hinein in die Büsche. Zum Glück boten die Blätter noch ausreichend Schutz vor ungebetenem Blicken, auch wenn einige Stellen bereits kahl geworden waren. In ein paar Wochen nur würde ich hier auf die Dunkelheit warten müssen. Bereits im Gehen öffnete ich meine Jeans, überholte den Mann erneut und wartete einige Meter entfernt. Er trug einen Schnauzbart, ein offenes Hemd und schwarze Lederhosen. Scheinbar desinteressiert kam er mir nach, ging an mir vorbei, den Blick zu meinem Schwanz gesenkt, und stellte sich zwischen zwei Sträuchern in Positur. Ein weiteres Mal folgte ich ihm, dann bemerkte ich jemanden aus den Schatten rechts neben mir treten. Er streifte mit der Hand meine Jeans, und zielstrebig griff ich ihm zwischen die Beine. Auch er hatte einen Bart, ein Hemd ganz aufgeknöpft, aus dem die Brusthaare hervorwucherten, und auch er trug Lederhosen. Er war so eingespielt wie ich. Jede Berührung verwies auf die nächste, nahm sie vorweg. Eine planmäßige Abfolge geübter Griffe und Bewegungen, ein routiniertes Hantieren, die üblichen Wiederholungen. Nach fünf Minuten hatten wir abgespritzt.

Wir wechselten keine Worte. Es gab ein Nicken, dann packte ich meinen Schwanz zurück in die Jeans, schloss die Knopfleiste. Einen Moment blieb ich gegen die dicke Eiche gelehnt stehen, atmete tief

durch. Entfernt hörte ich jetzt wieder das Hundegebell und die lauten Schreie von Kindern. Der Mann, der mir zuerst gefolgt war, wartete noch immer halb verdeckt hinter einem der Rhododendren und wachste. Ich blickte mich um, als fragte ich mich, was ich hier zu suchen hatte. Dieses Gefühl kannte ich – es stellte sich immer ein, wenn der Grund für mein Hiersein sich aufgebraucht hatte. Wenn er fragwürdig geworden war.

Etwas niedergeschlagen kämpfte ich mich durch die tiefen Zweige zurück auf den Kiesweg. Die Sonne hatte sich weiter über die Dächer der umliegenden Häuser gelegt und die Wiese in Schatten getaucht. Die letzten Besucher rollten ihre Decken zusammen. Der junge Mann mit seinen Kegeln war fort. Ich vergewisserte mich erneut, dass meine Kleidung keine Flecken abbekommen hatte, und fuhr mir kurz mit beiden Händen über das Gesicht, ein klein wenig beschämt, aber innerlich zufrieden und endlich bereit, zu Robert zu gehen.

Vor seinem Haus blieb ich stehen, sah hinauf zu seiner Wohnung. Die Fenster waren alle geschlossen. Mit dem Zweitschlüssel öffnete ich die schwere Eingangstür und betrat den Flur. Zu beiden Seiten hingen Spiegel unter einer stuckbesetzten Decke, von der ein moderner Kronleuchter aus mattem Glas und Edelstahl hing. Der Boden war mit verschieden farbigen Marmorfliesen mosaikartig verziert. Meine Schritte hallten laut von den weißgetünchten Wänden wider und wurden erst durch den roten Sisalteppich, der über die Stufen des breiten Treppenaufgangs gespannt war, gedämpft. Langsam stieg ich in den dritten Stock. Ich wusste nicht genau, was mich erwarten würde, was ich glaubte vorzufinden. Alles Mögliche war mir in den letzten Tagen durch den Kopf gegangen, bis ich die Ungewissheit nicht mehr ausgehalten hatte. So lange nichts von Robert gehört zu haben, konnte nichts Gutes bedeuten.

Oben angekommen, drückte ich den Klingelknopf an seinem messingbeschlagenen Namensschild. Das Schellen war laut und schrill. Ich wartete kurz, lauschte angespannt und klingelte dann erneut, mein Ohr gegen die schwere Holztür gelehnt. Aber ich konnte weder Schritte noch irgendwelche Geräusche vernehmen. Nach einem verstohlenen Blick über die Schulter, steckte ich den Schlüssel ins Schloss und

drehte ihn, ein wenig zitternd, zweimal um. Schließlich, die geschlossene Tür im Rücken, starrte ich den schmalen Flur entlang und wartete.

Alles sah aus wie immer.

Ich rief seinen Namen, wagte mich nicht weiter vor. Aus den angrenzenden Zimmern fiel das letzte Licht des Nachmittags in den länglichen Gang, auf die metallbeschlagene Kommode vor mir, auf das Bücherregal dahinter und den dicken, taubenblauen Teppich zu meinen Füßen. Sofort hockte ich mich hin, zog mir die Schuhe aus. Unter den Sohlen klebte noch Matsch und altes Laub.

Auf Socken stand ich unschlüssig im Flur. Langsam aber kam ich mir lächerlich vor und zwang mich, in die Küche zu gehen. Auch hier hatte sich nichts verändert. Der geflieste Boden schien frisch gewischt, die Arbeitsplatte neben dem Herd war aufgeräumt wie immer, mit den üblichen Behältern für Kaffee, Zucker und Salz ordentlich vor den Kacheln aufgereiht. Im Spülbecken lag ein unbenutzter Teller. Auf dem Tisch aus massivem, teurem Eichenholz stand die filigran verzierte Kristallvase mit einer einzelnen Calla darin, deren weißer Kelch an den Rändern bereits vergilbte. Mit dem Zeigefinger fuhr ich über die Tischplatte. Lediglich leichter Staub blieb an ihm haften.

Ich setzte mich auf einen der Stühle, blickte hinaus in den Flur. Ich zögerte, in die hinteren Zimmer zu gehen, ängstlich besorgt um das, was mich erwarten könnte.

Das letzte Mal, als ich Roberts Stimme gehört hatte, vor mehr als einer Woche, war mir nichts Ungewöhnliches aufgefallen, weder in seinen Worten noch im Tonfall. Soweit ich mich erinnerte, hatte Robert keine Andeutungen gemacht, keine Reisen angekündigt oder auch nur ein Treffen erwähnt. Vielleicht war er unbeschwerter gewesen, er hatte zu oft gelacht, aber das war auch schon alles. Ich hatte vorgeschlagen, sich zu treffen, zusammen etwas trinken zu gehen, und Robert war einverstanden gewesen, er würde sich melden. Das hatte er nicht getan. Acht Tage lang hatte ich nichts von ihm gehört, hatte er nicht angerufen, keine E-Mail geschickt, war ich nicht vorbeigekommen. Meine Anrufe waren unbeantwortet geblieben, immer nur der Piepton mit der darauffolgenden Ansage ertönte, seine kühle, distanzierte Stimme vom Band. Jedes Mal hinterließ ich meine Bitte, Robert möge

sich melden. Nichts. In den elf Monaten, die wir uns kannten, hatte unser Schweigen nie so lange angehalten.

Schließlich stand ich auf. Es war sinnlos, einfach in der Küche zu bleiben, den Moment hinauszuschieben. Die Tür zum Wohnzimmer war angelehnt, ich stieß sie vorsichtig auf, sah hinein, bevor ich eintrat. Aber auch hier keine Spur von Robert. Durch die Fenster zum Balkon drang Sonnenlicht, matt und in dicke Scheiben geschnitten, ein wenig staubgetränkt, ein Licht, das die Abwesenheit unterstrich. Alles stand an seinem gewohnten Platz. Das riesige Sofa aus knallrotem Alcantara unter einem teuren Siebdruck von Warhol, davor der passende Sessel und der gläserne Couchtisch, auf dem einige Filmzeitschriften fächerförmig nach Erscheinungsdatum angeordnet lagen. Zu meiner Rechten der riesige Fernseher und die Stereoanlage von *Bang & Olufsen* und an der Wand, dem Sofa gegenüber, die hohen Regale mit seinen unzähligen Büchern. Überall diese Ordnung und Starre, das Verharren und Innehalten vor dem Unerklärlichen. Wohin war Robert verschwunden? Ich kannte seine Freunde, seine Affären, wusste um seine Angst vor dem Spontanen, dem Unberechenbaren, so dass sein plötzliches Verschwinden keinen Sinn ergab. Jedenfalls nicht für mich.

Im Schlafzimmer dann ein ähnliches Bild. Das breite Bett war gemacht, die Decken, die Kissen in ihren tiefblauen Satinbezügen ordentlich zusammengelegt, der Teddybär zwischen die Kopfkissen gesetzt, an seinem angestammten Platz. Auf dem Nachttisch, unter der Lampe, ein Taschenbuch mit Lesezeichen, *Der Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil. Ich ging an den Kleiderschrank, öffnete ihn. Alles hing oder lag ordentlich, die T-Shirts, die Hemden und Hosen, seine *Boss*-Anzüge, die Krawatten. Soweit ich es beurteilen konnte, fehlte nichts, selbst seine Lieblingsjacke von *Armani* hing dort, wo sie immer hing. Auf dem Schrank fand ich den Koffer, daneben die Sporttasche. Für lange hatte Robert wohl nicht fortbleiben wollen.

Ich ließ mich auf die Kante des Bettes fallen, ratlos, was ich tun sollte. Acht Tage ohne Nachricht. Acht Tage im Ungewissen. Mein Blick fiel auf das Telefon auf dem Nachttisch neben mir, und kurz dachte ich daran, Jan anzurufen. Aber mein Freund würde mir nicht helfen können. Schwerfällig erhob ich mich von dem Bett und stellte mich

ans Fenster. In dem Haus gegenüber gingen die ersten Lichter an. Auf dem Bürgersteig drei Stockwerke unter mir erkannte ich den Jongleur aus dem Park, einen Rucksack geschultert, in den er wohl seine fünf Kegel gesteckt hatte.

Nur noch zwei Wochen, fiel es mir bei seinem Anblick ein, dann sollte ich meine Rede halten. Ich wollte mich nicht erneut darüber aufregen, aber diesmal ließ sich mein Ärger über Mutter nicht rechtzeitig verdrängen.

„Und wir haben uns gedacht, es wäre doch schön, wenn du zu diesem Anlass etwas sagen könntest“, hatte ich sofort wieder ihre Stimme im Ohr, diese Stimme, die heute Mittag plötzlich so zuckersüß geworden war und mir zu verstehen gegeben hatte, dass Einwände zwecklos waren. Vater hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt, den leeren Teller von sich geschoben und gleichzeitig nach dem Aschenbecher gegriffen, um sich einen Zigarillo anzuzünden.

„Ich weiß nicht“, murmelte ich leise und war dabei, mich vom sonntäglichen Esstisch zu erheben. Mutters Hand, sanft auf meinen Arm gepresst, hielt mich davon ab.

„Aber Hannes, warum denn nicht? Nicht jeder hat das Glück, den fünfzigsten Hochzeitstag seiner Eltern zu erleben. Wie viele deiner Freunde können das von sich behaupten? Ich wette, nicht einmal Jans Eltern können das. Und wir würden uns wirklich freuen, wenn wir diese Jahrzehnte aus deiner Sicht hören dürften. Nicht wahr?“

Die letzte Frage war an Vater gerichtet.

„Mach lieber, was sie sagt“, antwortete er, ohne einen von uns anzusehen.

Er saß etwas zusammengesunken, die alte, beigefarbene Strickjacke über seinem Bauch halb geöffnet, paffte an dem Zigarillo und blies Rauch über den Tisch.

„Was soll ich denn da sagen?“ fragte ich trotzig.

Jetzt lachte Mutter kurz auf. Dieses schrille Lachen, mit dem ihr eigenen Sarkasmus, den Kopf dabei leicht in den Nacken geworfen, das mich jedes Mal wieder zu ihrem kleinen Jungen werden ließ, für den sie mich noch immer hielt. Dass ich mittlerweile ein Mann von fünf- unddreißig geworden war, hatte sie nie wahrhaben wollen. Ich bekam einen roten Kopf.

„Da haben wir einen Journalisten an unserem Tisch großgezogen, und er weiß nicht, was er sagen soll. Bist du denn nicht stolz auf deine Eltern, dass sie sich nach so langer Zeit immer noch lieben? Manchmal weiß ich wirklich nicht, Hannes, was mit dir los ist.“

Bevor ich etwas erwidern konnte, winkte sie ab.

„Na, es sind ja noch zwei Wochen Zeit, bis dahin fällt dir sicherlich was ein. Und denk dran, es wird diesmal eine Feier im großen Rahmen. Ich glaube, ich muss so an die hundert Einladungen verschickt haben. Ich weiß jetzt schon nicht mehr, wo mir der Kopf steht, und deshalb will ich mich auch nicht streiten.“

„Kann das nicht ein anderer machen?“ versuchte ich es erneut. „Onkel Kurt oder Onkel Wilhelm?“

„Großer Gott, natürlich nicht“, entfuhr es ihr.

„Lass ihn doch, wenn er nicht will“, mischte Vater sich ein.

Mutter wandte nun den Kopf zu ihrem Mann, beugte sich auch ein wenig vor, und ihre Stimme wurde leiser, als sollte ich das Folgende gar nicht erst hören. „Paul, das hatten wir doch besprochen. Wer, außer Hannes, kann denn so gut und genau darüber erzählen? Immerhin ist er unser Sohn. Da wird er ja über unsere Ehe etwas Gutes sagen können.“

„Aber offensichtlich hat er keine Lust dazu.“

„Dann hilf mir, ihn zu überzeugen, und falle mir nicht in den Rücken.“

„Es ist deine Feier und deine Rede. Also kannst du ihm das auch klarmachen.“ Vater stand auf, ging einfach aus dem Zimmer. Neben an, bei der alten Anrichte aus Großmutterns Nachlass, würde er sich einen Cognac einschenken und hinaus in den Garten gehen. Mutter blickte ihm nach, mit zusammengekniffenem Mund und einem Blick voller Entrüstung. Dann strich sie eine Falte in der handgestickten Tischdecke glatt.

„Was hat er?“ fragte ich.

„Ach, nichts“, sagte sie, als nur noch sein phlegmatisches Husten zu hören war, und versuchte zu lächeln, „er ist genauso aufgeregt wie ich. Du weißt ja, wie er ist. Ein gutmütiger, alter Brummbär. Lass ihn ruhig knurren, das hat nichts zu bedeuten.“

„Okay.“

„Nach so langer Zeit mit ein und demselben Mann kann einen nichts mehr aus der Bahn werfen. Das wirst du schon noch merken.“

Dabei hatten wir es belassen. Weitere Einwände wären auch völlig zwecklos gewesen. Doch bereits auf dem Weg in den Park hatte ich mich für mein fehlendes Durchsetzungsvermögen gehasst. Klipp und klar hätte ich ihr ins Gesicht sagen sollen, was ich von ihrem Vorschlag hielt. Nämlich, dass ich nicht die geringste Lust verspürte, an ihrem Ehrentag eine Ehe Revue passieren zu lassen, von der ich genaugenommen keine Ahnung hatte. Seit Jahren schließlich bekam ich ihr tägliches Miteinander nicht mehr mit, und die sporadischen Essen, bei denen ich anwesend war, boten wenig erhellende Einblicke. Und bevor ich Unsinn auf der Feier redete, sagte ich lieber gar nichts. Doch das hatte ich Mutter so natürlich nicht erwidern können. Es würde mir nichts anderes übrig bleiben, als diese Rede zu schreiben, wie auch immer.

Mit der Faust schlug ich kurz gegen den Fensterrahmen, atmete tief durch und wandte mich erneut der verlassenen Wohnung zu. Ich sollte mich um Robert kümmern, nicht um meine Eltern.

Ich ging noch einmal durch die Zimmer, aufmerksamer jetzt, in der Hoffnung, irgendeinen Hinweis zu finden. Ich setzte mich an den kleinen Tisch vor der Fensterfront im Wohnzimmer, der Robert als Schreibtisch gedient hatte. Auch hier herrschte Ordnung. Einige Papiere waren sorgfältig am linken Rand gestapelt, es gab eine kleine Ablage für Stifte und die Tastatur vor dem Monitor des Computers. Vorsichtig blätterte ich durch den Stapel Papier. Es waren lediglich alte, bedruckte und nicht verwendete Seiten, die Robert als Schmierpapier benutzt hatte. Nichts von Belang.

Ich war versucht, den Computer hochzufahren, in den Dateien zu lesen. Vielleicht ließe sich dort etwas finden, alte E-Mails oder Aufzeichnungen, die Aufschluss geben könnten über Roberts Aufenthaltsort, über seine Vorhaben, Dinge, die er mir verschwiegen haben mochte. Aber ich tat es nicht. Ich hatte kein Recht, in seinen Privatsachen zu stöbern. Wie sollte ich das erklären, wenn Robert zurückkam und sein Vertrauen missbraucht worden wäre? Nein, es ging mich nichts an.

Es hatte keinen Sinn. Hier würde ich nicht erfahren, was geschehen war.

Im Flur blieb ich unschlüssig stehen, nicht gewillt, die Wohnung zu verlassen. Roberts Lederjacke hing am Kleiderhaken, auf der Kommode lagen ungeöffnete Briefe. Rechnungen schienen es zu sein, und dazwischen ein Umschlag mit steifer, sauberer Handschrift ohne Absender. Ich nahm den Stift, der neben den Briefen lag, und schrieb eine kurze Nachricht auf einen Zettel für den Fall, dass Robert wiederkam.

Während des Schreibens musste ich unwillkürlich an all die Dinge denken, die ihm zugestoßen sein konnten. Bereits auf dem Weg zu seiner Wohnung hatte ich mir das Schlimmste ausgemalt, befürchtet, ihn hier zu finden, tot womöglich, erschlagen, erstochen in seinem Bett von einem Verrückten, den er mit hierher gebracht hatte. Es gab genug dieser Horrornachrichten. Doch zumindest in der Wohnung schien nichts passiert zu sein. Wirklich beruhigt aber war ich nicht. Genauso gut könnte er auf der Straße überfahren oder überfallen worden sein. Vielleicht hatte er das Gedächtnis verloren, trieb ertrunken in einem stinkenden Gewässer, oder er lag erwürgt oder zu Tode geprügelt in einer dunklen Gasse. So viele Möglichkeiten schossen mir ins Bewusstsein, dass ich mich zwingen musste, damit aufzuhören. Meine blühende Fantasie würde mir nicht weiterhelfen.

Ich starrte auf den Zettel mit meiner zittrigen Schrift. Und obwohl ich mir den Kopf von den überzogenen Gedankenbildern frei schüttelte, überkam mich das Gefühl von der Sinnlosigkeit dieser Nachricht, von einer unbestimmten Gewissheit, dass Robert diese Worte nie lesen würde, als hätte die leere Wohnung mir als Orakel gedient, als wäre die Stille hier das Verstummen unserer Freundschaft.

Kapitel 2

„Wo warst du so lange?“ fragte Jan. „Ich dachte, du kommst gleich nach dem Essen zurück.“

Ich blickte ihn über die Schulter hinweg an, während ich die Schuhe im Flur auszog, sie in den Schuhschrank stellte, wie Jan es mir beigebracht hatte. Er stand im Türrahmen zum Wohnzimmer gelehnt, in einem karierten Hemd, das aus der Jeans hing und seine große, schlanke Figur zu sehr betonte. Es zog ihn optisch in die Länge, vor allem jetzt, da ich kniete und an ihm hochsehen musste.

„Ich war noch kurz bei Robert“, antwortete ich, „hatte ich das nicht gesagt?“

„Nein, hast du nicht.“

Ich erhob mich, sah schuldbewusst an meinem eigenen Hemd herunter und strich es glatt. Unsere Blicke trafen sich, als ich fertig war.

„Wirklich“, verteidigte ich mich, „wo soll ich denn sonst gewesen sein? Oder glaubst du etwa, ich treib mich rum?“

„Blödsinn. Du weißt, dass ich das nicht denke. Ich hab mich nur gefragt, wo du steckst, das ist alles.“

Jan wandte sich ab, ging zurück ins Wohnzimmer. Meine defensive Haltung war vorschnell und unbegründet gewesen. Jan glaubte mir, so wie er mir immer glaubte, mit einer Gewissheit, die mir manchmal unheimlich war. Egal, was ich tat, welche Ausflüchte ich auch fand, Jan fragte nicht nach. Und genau aus diesem Grund musste ich es tun, um sicher zu gehen, dass er tatsächlich keine Ahnung hatte.

Ich folgte ihm und ließ mich in den Sessel fallen, erschöpft und überreizt, und das nicht nur von Roberts Verschwinden. Jan beobachtete mich aus seinen großen, grünen Augen in dem glattrasierten Gesicht, das sein wahres Alter noch vertuschen konnte, und ich bemerkte die kleinen Falten auf der hohen Stirn, die sich immer auf-taten, wenn ihn etwas belastete. Und wie immer schwieg er zunächst,